

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 25 (1926)

**Artikel:** Arthur de Gobineau und die Schweiz in den Jahren 1850-1854  
**Autor:** [s.n.]  
**Kapitel:** XI: Die zeitgeschichtliche und schweizerische Bedingtheit von Gobineaus "Essai". Gotthelf - Burckhardt - Bachofen - Nietzsche - C.F. Meyer  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-113753>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

*mus* herrschen. Der Idealismus hat denn doch auch noch einen andern, besser beleumdeten Gegensatz: den *Realismus*, und dieser ist wahrscheinlich für uns Schweizer doch charakteristischer als der Materialismus.“

## **XI. Die zeitgeschichtliche und schweizerische Bedingtheit von Gobineaus „Essai“.**

### **Gotthelf - Burckhardt - Bachofen - Nietzsche - C. F. Meyer.**

Je mehr Gobineau im diplomatischen Dienst in den Hintergrund gedrängt, je mehr dieser für ihn ein einfaches und eigentlich unerfreuliches Müssen geworden war, je mehr er innerlich gegen die Schweiz und was sie politisch und sozial darstellte, aufgebracht war, um so mehr zog sich Gobineau in Bern in eine eigene Gedankenwelt zurück.

Die Schweiz konsolidierte sich innerlich und äußerlich zusehends; die erhoffte allgemeine Restauration blieb aus; die katastrophale Erwartung wurde enttäuscht; die Schweiz wurde immer unproblematischer und bot der Betrachtung Gobineaus immer weniger Reiz. So war auch der Anlaß, über die Schweiz an Tocqueville zu berichten, für Gobineau nicht mehr so dringend. Andererseits lastete die gegensätzliche Beurteilung der innern Lage Frankreichs auf der bisherigen Unbefangenheit und Freiheit des politischen Meinungs-austausches zwischen den beiden Korrespondenten. So verschwindet allmählich die Schweiz mit ihren Alltag und Durchschnitt werdenden Zuständen aus diesem Briefwechsel.

Die diplomatisch-politische Beobachtung trat zurück. Um so gebietender machten sich in Gobineau die Reflexion, der Denker und Gelehrte geltend.

Gobineau begann in Bern, es mag zu Anfang des Jahres 1851 gewesen sein, ein großes Werk über die menschlichen Rassen und deren Geschichte, an dem er ganz besonders in der Zeit seiner ersten Isolierung seit Mitte 1851 mit allem Nachdruck arbeitete<sup>203</sup>): „Je n'ai dans mon isolement qu'une seule consolation: c'est de travailler à mon livre.“ Die zwei

---

<sup>203</sup>) Schemann, Rassenwerk S. 3 ff. stellt die beibringbaren Daten über die Entstehung des Werkes zusammen.

folgenden Jahre über war er mit einer wahrhaften Leidenschaftlichkeit hinter seinem Gedanken und Werk her, und den Abschluß erfuhr es im Jahre 1854, also in Frankfurt. Im folgenden Jahre wurde der letzte, der vierte Band veröffentlicht.

Man sieht in die innere Genesis des Werkes nur unzulänglich hinein trotz einer ganzen Anzahl von Äußerungen über die werdende Arbeit. Der Hauptinhalt des Buches, seine Gedanken über die Rassen, deren Niedergang und deren Verhältnis zu den Zivilisationen haben sich aber doch in Gobineaus Denken schon früher gelegentlich angekündigt.

Im Zusammenhang mit Familienforschungen, die er schon als Sechzehnjähriger aufgenommen, habe er sich nicht auf die rein genealogischen Zusammenhänge beschränkt, sondern sei auch den Bluts- und Ursprungsfragen nachgegangen. So berichtet er als Vierundsechzigjähriger an Frau Cosima Wagner<sup>204</sup>). Und über Inzlingen, wo er anno 1830 Gelegenheit hatte, von der üblen Dekadenz der ehemaligen Herren des Schlosses, derer von Reichenstein zu vernehmen, berichtet seine Schwester: „Son séjour à Inzlingen fut comme le point de départ d'idées qui se développèrent plus tard“<sup>205</sup>).

Gobineau legte Wert darauf, auch öffentlich diese individuell und organisch bedingte, von fremdem Einfluß losgelöste Entstehung des Werkes zu dokumentieren. So betonte er im Vorwort zur zweiten Auflage, die schließlich erst nach seinem Tode erschien: „Ich habe das Werk sozusagen schon mit meiner Kindheit begonnen. Es ist der Ausdruck der Instinkte, die ich bei der Geburt mitgebracht habe. Mich hat vom ersten Tage an, da ich nachdachte... verlangt, mir über mein eigenes Wesen Rechenschaft abzulegen..., weil ich nicht vermeinte, mich erkennen zu können, ohne das Wesen des Mediums zu begreifen, in dem ich lebte, und das mich einerseits mit der leidenschaftlichsten und innigsten Sympathie anzog, andernteils mich anwiderte und mit Haß, Verachtung und Abscheu erfüllte. So habe ich denn mein Möglichstes getan, um... in das Wesen dessen einzudringen, was man... das Menschengeschlecht nennt.“

<sup>204</sup>) Schemann, Biographie Bd. I S. 434.

<sup>205</sup>) Schemann, Quellen S. 109.

In Bern wurde er sofort ergriffen von dem überaus starken patrizischen Familienbewußtsein und dem sehr gepflegten und entwickelten genealogischen Sinn. In diesen Familien, in denen die Allianzen und Verwandtschaften eine so starke Bedeutung hatten, in diesem patrizischen Bern, das ihm selbst wie eine Rasse vorkam und als solche eine gloriose Geschichte hatte, ja gehabt hatte, in diesem aristokratischen Bern, das so empfindlich war für Mesallianzen und für das, was ihnen politisch entsprach, für das Paktieren mit dem gewöhnlichen Bürgertum, mit der liberalen und radikalen Partei, in diesem Bern bekam er fürwahr Anregungen genug, sich seine Gedanken zu machen über das Verhältnis von blutmäßiger Abstammung, Gesellschaft, Kultur und Politik zueinander. Das hatte zur unmittelbaren Folge, daß er, kaum in die patrizischen Salons eingetreten, auch sofort sich wieder, und zwar das ganze Jahr 1850 über, mit der Genealogie und Heraldik seines Geschlechtes abgab<sup>206</sup>). Mit Anfang 1851 begann er an seinem Rassenwerk zu arbeiten, und es sollte unter wissenschaftlichem Gewande Gedanken und Gefühle auswerten, denen er eben erst poetischen Ausdruck gegeben, in seinem Epos „Manfredine“, das er in Bern abgeschlossen hatte<sup>207</sup>).

Gobineaus zentrale geistige Angelegenheit mochte also durchaus in seinem eigenen Erlebnis und in dem, was er selbst gesehen hatte, seinen Ursprung haben. Zudem hatte ihn der geistige und moralische Zustand und die Haltung der französischen Aristokratie schon frühzeitig mit eigentlichem Pessimismus erfüllt<sup>208</sup>).

Wenn ihn aber in seiner Gedankenwelt über die Rassen das germanische Ideal und dessen Schicksal zentral und höchst persönlich beschäftigten, so knüpften seine Erörterungen und Folgerungen an eine große historisch-politische Diskussion an, die seit der Restauration historiographisch und publizistisch in Frankreich gewaltet hatte. Die Frage der Staatsform und das dahinterstehende ständische Problem hatten sich mit dem historischen und von der Polemik verdeutlichten Gegensatz der fränkisch-germanischen und keltisch-romani-

<sup>206</sup>) s. oben Anmerkung 29.

<sup>207</sup>) Lange, S. 89 ff.

<sup>208</sup>) s. Lange S. 51 f.



schen Abstammung verquickt. Königtum und Aristokratie, also Herrschaft des Einzigen und Privilegium, wurden als germanisch denunziert, das Bürgertum, der dritte Stand und seine kommunalen Institutionen, seine freiheitliche Einstellung wurden als romanischen Ursprungs angesprochen. Historiographische Hauptrepräsentanten dieser Anschauungen sind Chateaubriand, Augustin und Amédée Thierry und Guizot<sup>209</sup>).

Zu diesen ideologischen Gegebenheiten gesellte sich natürlich das politisch-soziale Zeiterlebnis, der unaufhaltsame Rückgang der Monarchie überhaupt, das Zurücktreten des Royalismus als Staats- und Gesellschaftsgesinnung, die Wehr- und Hilflosigkeit der alten Aristokratie, deren politische Depossedierung, die Schaffung einer neuen bourgeoisen Aristokratie unter dem Julikönigtum, der endgültige Sieg der Liberalen und damit des Bürgertums und die Aufrichtung der Republik anno 1848. Und hinter all dieser Welt erhoben sich, mit dem Anspruch auf eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung das Proletariat, der Sozialismus und der Kommunismus. Das alles hat Gobineau von 1830—1848 als junger Mann erlebt und er konnte sich wirklich, wie im kleinen, so auch im großen seine sorgenvollen Gedanken über den Niedergang von Gesellschaften und Kulturen machen.

Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines“ legt, was man auch von der Wissenschaftlichkeit und von der Richtigkeit seiner Hypothesen und Theorien denken will, Zeugnis ab von einer ganz gewaltigen Arbeitskraft, von einer höchst respektablen und universellen Dokumentation, von einer Literatur-, Sprach- und Geschichtskennntnis, die um so erstaunlicher ist, als sie ganz autodiktatorisch erworben worden war. Auf dieser Grundlage ist, mit jugendlichem Schwung und mit verwegener Zuversicht durchgeführt, eines jener wichtigen Werke bedeutsamer Dilettanten entstanden, die, wenn sie vielleicht auch heftigen Widerspruch und nur teilweise Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen gefunden haben, doch wegen ihrer geistigen Tendenz höchst folgenreich geworden sind und auf die spätere Zeit und deren Ideologie

<sup>209</sup>) Über Vorläufer und Anreger Gobineaus für die besondern Rassenfragen und für eine anthropologische Geschichtsauffassung s. Lange S. 118, und Schemann, Rassenwerk S. 289 ff.

stark eingewirkt haben. Für uns bietet hier weder die allgemeine Rassengeschichte, wie sie Gobineau vertritt, noch der eine Grund- und Hauptgedanke Anlaß zu Erörterung: die Ansicht nämlich, daß unter allen menschlichen Rassen der Erde der arischen die Führung gebühre, und unter diesen sei der nordischen, der germanischen das Königsrecht zuzuerkennen<sup>210</sup>). In welcher Richtung dieser Gedanke läuft, welche nationalistische Ideologie er befruchtet hat, ist bekannt.

Die Rassenfrage ist bei Gobineau zugleich auch eine Gesellschaftsfrage, eine Frage der Hierarchie unter den Menschen, der menschlichen Werte und Wertungen gewesen. Und der Germane, dieser von den Römern als Barbar verschrieene, habe im Grunde die versinkende Gesellschaft der Antike gerettet, ihr einen neuen Halt gegeben und eine neue von Aristokraten, vom Adel geführte Gesellschaft gebildet, die das ganze Mittelalter getragen hat. Diese Stützen der europäischen Gesellschaft bewegen sich nach Gobineau heute in schwerstem Kampf, mit der unausweichlichen Aussicht auf Niederlage und Untergang. Alles ist aber nur die Folge einer Rassenvermischung, einer Rassenverschlechterung, die von sehr frühen, fast prähistorischen Zeiten her ihren Anfang genommen hat und zur heutigen Gleichheit der Rassen, zu ihrer Nivellierung, zu ihrer faktischen Verwischung geführt hat. Am Ende dieses, von fortwährenden Revolutionen begleiteten Prozesses taucht denn auch die Herrschaft der Gleichen, der Masse, der Demokratie auf.

Man merkt, wie Anregung, Absicht — „un système dont les conséquences pour l'histoire et la politique ne laissent pas que d'être nouvelles et furieuses“<sup>211</sup>) — und grundlegende Hypothesen in engster Beziehung zum Kardinalproblem jener Tage stehen: Aufstieg der Massen zur Herrschaft — Niedergang, hoffnungsloser Niedergang einer alten politisch-sozialen Welt und ihrer geistigen Verfassung; Sieg der Gleichheit — Niederlage aller Ungleichheit; verwegener Fortschrittsglaube der Masse — tiefer Pessimismus des aristokratischen Menschen.

<sup>210</sup>) Eine ausgezeichnete Zusammenfassung von Gobineaus Rassenwerk bietet Lange S. 96 ff.

<sup>211</sup>) An die Schwester, 16. April 1851 (Schemann, Rassenwerk, S. 3).

Was Gobineau in der Schweiz erlebte, worauf er mit aller Heftigkeit seines Instinktes und seiner Bewußtheit reagierte, das wurde ein Bestandteil seines eigentlich schon fertigen Gedankens, trat ein in seine großartige Befangenheit und wirkte wie ein täglicher Stimulus. Es steht hinter diesem Werk, wie hinter seinen Briefen über die Schweiz, eine machtvolle Aversion gegen Demokratie und Liberalismus und ein tiefbegründeter, ideologisch verankerter Subjektivismus.

Über die tiefen, die erlebnismäßig-zeitgeschichtlichen und geistigen Ursprünge des „Essai“, der auf den ersten Blick und gerade wegen der ungeheuren Fülle des ausgebreiteten Wissens einen rein wissenschaftlichen Eindruck macht, hat sich Gobineau in den Vorworten zur ersten und zweiten Ausgabe mit aller, doch offenbar zumeist überhörten Deutlichkeit ausgesprochen, und auch die Briefe an seine Schwester lassen die zeitgeschichtlich-polemische Absicht des Werkes erkennen.

Die zeitgenössische Anregung zum Werke wird klar aus der Widmung, mit der er die erste Ausgabe König Georg V. von Hannover überreicht. „Die bedeutenden Ereignisse, Revolutionen, blutige Kriege, Umsturz der Gesetze, welche seit nur zu langen Jahren auf die europäischen Staaten eingewirkt haben, lenken die Einbildungskraft leicht auf eine Prüfung der politischen Tatsachen hin. Während die Menge nur deren unmittelbare Ergebnisse in Anschlag bringt und nur den elektrischen Funken bewundert und verwünscht, mit dem sie die Interessen treffen, trachten die ernsteren Denker die verborgenen Ursachen so furchtbarer Erschütterungen zu entdecken; die Lampe in der Hand, steigen sie auf die dunkeln Pfade der Philosophie und der Geschichte hinab und suchen . . . die Lösung eines Rätsels, das Leben und Gewissen so schwer beunruhigt“<sup>212)</sup>.

Gobineaus Anschauung beruhte auf dem Satze, daß das Schicksal der Zivilisationen durch das Schicksal der Rassen bestimmt werde. „Einer der Hauptgedanken dieses Werkes“ zeigt er an<sup>213)</sup>, „ist der große Einfluß der Völkermischungen, die man auch wohl Ehen zwischen den verschiedenen Rassen

<sup>212)</sup> Vorwort zur 1. Auflage, nach der Übersetzung von Schemann, Bd. I, S. VII f.

<sup>213)</sup> Ebenda, Vorwort zur 2. Auflage, Übersetzung S. XXI.

genannt hat.“ Und die Verknüpfung dieses Prozesses mit dem zivilisatorischen Geschehen und mit dem großen politischen Dualismus jener Tage zugleich erhärtet er mit den Fundamentalsätzen: „Die Fortschritte und Rückschritte der Gesellschaften sind nichts anderes als die Wirkungen solcher Rassen-Verbindungen.“ Je nach dem Werte der erzielten Mischung sei der Wert der aus dieser Vermischung hervorgegangenen menschlichen Varietät<sup>214</sup>).

Nun dachte Gobineau, wie schon angedeutet, über das Schicksal der europäischen Zivilisation, oder sagen wir auch Kultur, überaus pessimistisch. Er vertrat geradezu die Lehre von deren unaufhaltbarem Zerfall, bedingt durch die Zurückdrängung und Vermischung des arischen und damit des germanischen Edelblutes mit minderwertigeren, früher gemischten und nichtarischen Rassen, als da sind das überhandnehmende römisch-gemischte, semitische und sogenannt finnische Blut.

Mit den Perspektiven einer restlosen Vermischung und damit hoffnungslosen Verschlechterung der Rassen, einer blutmäßig-sozialen Dekadenz der europäischen, einst vom germanischen Blut schöpferisch ausgestatteten und getragenen Gesellschaft schließt der Essai: „Die betäubende Voraussicht ist nicht der Tod“ heißt sein letztes, pathetisches und prophetisches Wort, „es ist die Gewißheit, daß wir ihn nur entwürdigt erreichen werden; und vielleicht könnte selbst diese unsern Nachfahren vorbehaltene Schmach uns gleichgültig lassen, wenn wir nicht mit einem geheimen Schauder empfinden, daß die räuberische Hand des Geschickes schon auf uns gelegt ist.“

Dieser so bedingte Zerfall der Zivilisation brachte seiner Ansicht nach in deren Gehalt, Aufbau und inneren Richtung Unsicherheit und Zersetzung der angeborenen sozialen, politischen und ethischen Wertungen. Er verursachte vor allem den Abbau der alten natürlichen, menschlichen und sozialen Ungleichheiten, er zersetzte die Hierarchien und deren Gesinnungen. Gobineaus Einstellung zur Geschichte beruhte also durchaus auf Abstufung, Distanzierung, auf Annahme ursprünglicher Ungleichheit. In bezug auf die Gesellschaft dachte er ari-

---

<sup>214</sup>) Ebenda, S. XXI f.

stokratisch, in Hinsicht auf den Staat war er Monarchist. Die Monarchie trat ihm aus der Geschichte als die einzig vernünftige Regierungsform entgegen<sup>215</sup>).

Dieser Prozeß des Abbaus und des Zerfalls einer aristokratischen Lebensordnung trat nach seiner Auffassung auf westeuropäischem Boden in Erscheinung mit dem Beginn des neuzeitlichen Absolutismus; er ist epochenhaft personifiziert in einem Ludwig XI. und Ludwig XVI. Dieser Staatsabsolutismus ist mit seiner Gleichmacherei der mittelalterlichen aristokratischen Freiheit und Distanzierung entgegengesetzten; die üblen Folgen davon sind gesteigert worden durch das verderbliche Entgegenkommen des aristokratischen Blutes gegenüber dem minderwertigen, weil schon zu stark gemischten Blut der Roturiers; das war nur ein Ausdruck der fortschreitenden Romanisierung, des immer nördlicher und sozial höher vordringenden, mannigfach korrupten römischen Blutes.

Dieser von oben und von unten, von der Plebs her wirkende Ausgleichungsprozeß ist dann ins Massenhafte übertragen und durch die Allzuvielen hemmungslos ausgeübt worden, seit Rousseau diesen Massen das Recht und das gute Gewissen gegeben und seit die französische Revolution diese Theorien in die Tat umgesetzt hat. Nach Gobineau war nun die Feindschaft gegen jede soziale Hierarchie und gegen jedes, auch gegen jedes geistige Privileg zum Staatsprinzip der modernen, demokratisch unterlegten Welt geworden. Eine Revolution nach der andern hat erst auf politischem und sozialem, schließlich auf wirtschaftlichem Gebiet im Sinne jener Gleichheit oder auch Vermischung, der Annäherung und Ausgleichung der höhern und der tiefern Ränge und Ebenen gewirkt. Alles dies war nach Gobineaus Überzeugung Folge und Ausdruck der zunehmenden Rassenvermischung und damit auch -Verschlechterung.

Gobineau hat als Zeitgenosse, als passioniert mitfühlender und reflektierender Beobachter das Jahr 1848 erlebt, die gewaltige *soziale* Erschütterung Frankreichs, die jetzt die frühern *politischen* Revolutionen ablöste. Das war jenes Frankreich,

---

<sup>215</sup>) Gobineau, Essai, Schlußbetrachtungen (Übers. Bd. IV, S. 297).

das einst die Führung in der Aristokratie im höchsten Sinne ausgeübt hatte. Und dieselbe vulkanische Erhebung hatte auch sozial *und* politisch die bis dahin unerschütterten monarchischen und aristokratischen Länder, Deutschland und Österreich in den Angeln gehoben. Schließlich war gar Gobineau selbst als Diplomat, wenn auch nur im Hintergrund, als mithandelnder Staatsmann, mit dieser — sagen wir das Wort — verpöbelten Welt in feindschaftliche Verbindung getreten.

„In diesen Tagen kindlicher Sehnsucht nach Gleichheit“ hatte er sich angeschickt, zu beweisen, daß ursprünglich und natürlicherweise „eine wenig demokratische Rangordnung unter den Söhnen Adams bestehe.“ Mit seinem Pessimismus gegenüber den Rassen und Zivilisationen trat er den Anhängern eines Glaubens vom unbegrenzten Fortschritt entgegen. Als ein geistig-politisches Produkt dieser zerfallenden Zivilisation, die durch Gleichmacherei charakterisiert war, bezeichnete er den Liberalismus, „einen Gegner aller Reinheit des Blutes“<sup>216</sup>). Er hat nur Hohn für dessen Staatsformen, hohnvollen Zweifel für dessen Zivilisation, Vervollkommnungs- und Glückseligkeitswahn, für den optimistischen Glauben „daß unsere Zivilisation niemals untergehen werde, weil wir die Buchdruckerkunst, den Dampf und das Schießpulver besitzen“<sup>217</sup>). Und so ist er auch wider den liberalen Pazifismus und für den Krieg: „Je regarde la guerre, malgré ses fléaux, comme un bien“<sup>218</sup>).

Und die Demokratie, die immer radikalistischere Ausprägung eines wachsenden Teiles der politischen und insbesondere auch parlamentarischen Welt führte er zurück auf das Aussterben eines älteren, edleren, weil reiner erhaltenen und das Emporwuchern eines jüngern, unedleren, weil mehr und mehr gemischten Blutes innerhalb der Völker<sup>219</sup>).

Wie gegen die Demokratie und ihren Absolutismus, so wandte er sich auch, weil er wider jede Staatstyrannie war, gegen den monarchistischen Absolutismus, der sich ja auch

<sup>216</sup>) Gobineau, Essai, Vorwort zur 2. Auflage.

<sup>217</sup>) Gobineau, Essai, Buch I, Kap. 13 (Übers. Bd. I, S. 219).

<sup>218</sup>) Lange, S. 121.

<sup>219</sup>) Schemann, Biographie Bd. I, S. 442.



nur auf gleichgemachten, entaristokratisierten Völkern aufzubauen schien.

Sinngemäß ergab sich, um zusammenzufassen, sein Aristokratismus und Konservativismus aus der Bewahrung und Betonung einer größern Blutsreinheit und damit auch aus einer tiefen und zähen Anhänglichkeit an alles das, was er erkannt hatte, daß es aus dem Geiste und der Anlage eines Volkes und vor allem *seines* Volkes erwachsen war. Von hier leitete sich denn auch sein unversöhnlicher Widerspruch her, den er gegen alles entfaltete, was einer ursprünglichen Anlage und einem entsprechend gearteten Geiste widerlief; darum seine heftige Abneigung gegen Theorien und Wahnvorstellungen, die man einem Volke von außen aufzwang<sup>220</sup>), darum seine entschiedene Ablehnung des Rationalismus. Daß die Romantik auch eines seiner geistigen Heimatländer war, braucht nicht besonders ausgeführt zu werden.

Gobineau wußte, daß er mit den Lehren, die er da vortrug, der Zeit ins Gesicht schlug. Er wußte, daß er seinen Zeitgenossen nicht ungestraft sagen durfte: „Vous êtes en décadence complète; votre civilisation est un borbier; votre intelligence une lampe fumeuse; vous êtes déjà à moitié tombeau.“ Er mußte aus der Aufnahme, die sein Werk fand, erfahren, daß er gründlich unzeitgemäß sei. Das tat ihm nichts an; er hatte vielmehr, wie er seinem ältern, gleichgerichteten Freunde, dem Grafen Prokesch-von Osten im Jahre 1856 gestand, die Genugtuung „que j'ai, à ce qu'il paraît, frappé juste dans le nerf sensible des idées libérales, car c'est en leur nom qu'on se fâche le plus haut. Cette cruauté réussie me consolerait de bien des invectives.“ Er gibt zu, daß all sein großer gelehrter Aufwand zur Geschichte der Rassen nur ein Mittel, keineswegs ein Zweck war: „Au fond, la situation de mon esprit est telle: une haine de la démocratie et de son arme, la révolution, que je satisfais en montrant sous leurs traits véritables révolution et démocratie, en disant d'où elles naissent et où elles vont“<sup>221</sup>).

Damit dürfte denn auch dargetan sein, daß Gobineaus Gelehrsamkeit und höchst umständliche Darlegungen nur dazu

<sup>220</sup>) Schemann, Biographie Bd. II, S. 652 f

<sup>221</sup>) Schemann, Rassenwerk, S. 13 f.



gedient haben, einmal: eine längst in ihm ruhende und schaffende Idee nachträglich historisch zu erhärten und zu erweisen. Und dann hat er, dieser sonst so geistvolle und künstlerisch empfindende Franzose, das zusammengestückte und schwerfällige Gewand eines Gelehrten umgehängt, um — seinem Haß gegen die Demokratie und die Revolution zu fröhnen<sup>222)</sup>.

Warum nicht? Dieser Haß war sein gutes persönliches Recht. Aber es ist schade, überaus bedauerlich, daß dieser politische, soziale und geistige Romantiker mit den Maßstäben des Ancien régime den furchtbar weiten, mit Gelehrsamkeit recht verschiedener Qualität überhäufteten Umweg über eine Rassentheorie und -Geschichte gewählt hat, um sich mit dem großen Problem der Zeit auseinanderzusetzen und es in seinen letzten Gründen zu begreifen. Ein unmittelbarer, durch Instinkt geleiteter, von Temperament und Geist vorgetragener Angriff, wie ihn Nietzsche auf sich genommen hat, ein Angriff auf die ihm und seinen Gesinnungs- und Standesgenossen so gründlich widerwärtige damalige Welt hätte ihn zu einem der hochwichtigen Exponenten und aufschlußreichen Zeugen auf der geistigen Rechten gemacht, wie sie jene gewaltige Krise der Weltgeschichte deren einige gezeitigt hat. Er war in der Tat in der geistig-sozialen Atmosphäre, die ja auch auf das politische übergriff, ein Reaktionär im ursprünglichsten Begriff; er war, wie er sich selbst charakterisiert, ein „arriéré“<sup>223)</sup>, er steht da, wie Schemann, immer superlativistisch, formuliert, als „der größte Rückschrittler“<sup>224)</sup>, ein rechter Antipode von Jean Jacques Rousseau und all dessen so gewaltig in die Massen gewachsenen Nachfahren.

Der Schwester hatte er sich intim und temperamentvoll anvertraut, Tocqueville gegenüber räsontiert er mit verhaltener Anstrengung zur Objektivität. Der „Essai“ versuchte gar eine scheinbare Loslösung von der Gegenwart, eine Steigerung des aktuellen Problems in ein fast überhistorisches, schicksalhaftes Gebiet. Er bedeutete die Flucht in eine sehr mühsam<sup>225)</sup> gewährte Scheinobjektivität.

<sup>222)</sup> Das hat schon Lange, S. 121 ff. sehr schön bewiesen.

<sup>223)</sup> s. oben Anmerkung 31.

<sup>224)</sup> Schemann, Biographie I, S. 448.

<sup>225)</sup> Siehe sein wichtiges Geständnis: an die Schwester, 8. Juli 1854, Schemann Rassenwerk, S. 6.

Es ist hier nicht der Ort, sich mit seiner anthropologischen Geschichtsauffassung auseinanderzusetzen, mit einer Theorie und mit einem Glauben, die das entscheidende weltgeschichtliche, kulturelle und damit auch das geistige Geschehen in die Rasse und in das Blut verlegt. Ein solcher Austrag würde ohne weiteres zu letzten philosophischen Fragen führen, zur Willensfreiheit und ihrer Problematik. Gobineaus geschichtliches Denken ist streng deterministisch; er verneint die menschliche Freiheit und Souveränität; der Fatalismus der Rasse, die Prädestination des Blutes, physische Mächte schaffen die Weltgeschichte; er schaltet in der Frage nach der Formung des welthistorischen Charakters von Individualitäten und Völkern den moralisch und geistig gestaltenden Faktor, also auch die Freiheit, aus; das was ein Volk erlebt oder nicht erlebt hat, zählt für ihn nicht in der geistigen Faktur der Nationen. Seine Lehre ist naturalistisch und fatalistisch zugleich; sie ist konzentrierter Materialismus<sup>226</sup>). Dieser wäre unerträglich, wenn ihn nicht hier ein tiefer Pessimismus begleiten würde, der seine letzte Quelle in der hohen geistigen Artung Gobineaus hat und in einem Ideal, das am Anfang der Dinge, das in einem goldenen Zeitalter lebte und webte.

Gobineaus Rassenwerk kann also in einem gewissen Sinn aufgefaßt werden als eine Reaktion gegen die damalige radikale Schweiz und ihre demokratische Gesellschaft, beide revolutionären Ursprungs. Die Schweiz war aber nur ein Teil jener von der Revolution von 1789 und ihren Prinzipien geschaffenen oder zur Entstehung drängenden Welt, die auf Gobineau, lange bevor er in die Schweiz kam, schon gewirkt hat. Aber diese war doch das Medium, in dem er schließlich die vier entscheidenden, schöpferischen Jahre erlebt hat, war das demokratisch-revolutionäre Milieu, in dem er seinen „Versuch“ schrieb. Es hat jedenfalls in seiner Art auf den Verfasser sehr stimulierend gewirkt.

Konsultieren wir aber das Werk auf die Frage hin, was es über die Rassengeschichte der Schweiz zu sagen hat, welches Material diese ihm darbot oder zu stellen imstande war, so

<sup>226</sup>) Das hat vielleicht am besten, auf alle Fälle am frühesten erkannt Alexis de Tocqueville. S. Correspondance S. 186—207, zusammengefaßt bei Dürr, S. 278 f.

ist das Ergebnis recht mager und trotzdem ausreichend, um Gobineaus Auffassung vom politischen Wesen der demokratisch-revolutionären Schweiz in seinem Sinn zu rechtfertigen.

Gobineau nimmt eine sehr frühe Besiedelung „der Einöden der Vogesen, der Täler des Jura und der Ufer des Lemman“ durch den finnischen Zweig einer gelben, etwas inferioren Urrasse an. Er will auch die Bewohner der schweizerischen Pfahlbauten als finnische Fischer ansprechen, die ihre elenden Hütten bis an die Gestade des Zürichsees hin aufgeschlagen hätten<sup>227</sup>). Dann haben sich die der weißen (arischen) Rasse angehörigen Kelten in unser Land und nach Rhätien hineingeschoben und sich mit den Etruskern, einem stark finnisch durchsetzten slavischen Stamm und jenen Finnen<sup>228</sup>) gemischt. Schließlich traten die Arier und mit ihnen die Germanen auf. In der südwestlichen Schweiz ließen sich die stark keltisierten Burgunder, die Langobarden und Franken nieder. Ja, slavische Reste finden sich im Wallis und am Thunersee (Wendelsee!)<sup>229</sup>). Diese Elemente alle haben sich mit den schon finnisierten Kelten verbunden und haben dann von Süden her eine starke Romanisierung erfahren. Freilich ist im hohen Mittelalter in der Schweiz das keltische Element wieder etwas erstarrt und hat sich mehr den Rheingegenden, also dem germanischen Gebiet zugewandt und sich etwas vom romanisch-italischen, stark semitisierten Blut losgelöst<sup>230</sup>). Von relativ reinen Ariern oder Germanen wollte Gobineau in der Schweiz nur „ganz geringe Spuren“ sehen<sup>231</sup>). Unser Land und Volk blieb außerhalb der im 19. Jahrhundert noch bestehenden Ideallinie, „wo die größte Fülle von Leben, die bedeutendste Masse von Kräften heutigen Tages in aussichtslosem Kampfe gegen den unfehlbaren Triumph des Römerchaos vereinigt ist“. Diese Ideallinie läuft nach Gobineau von Tornea aus, begreift Dänemark und (sein!) Hannover in sich, läuft den Rhein in geringer Entfernung von seinem rechten Ufer (etwa bis Inzlingen? nein, etwas wenig weiter)

<sup>227</sup>) Gobineau, Essai Buch V, Cap. 1 (Übers. Bd. III, S. 146/7).

<sup>228</sup>) Ebenda, Buch V, Cap. 3 (Übers. Bd. III, S. 211 f.).

<sup>229</sup>) Ebenda, Buch VI, Cap. 4 (Übers. Bd. IV, S. 171 und Anm.).

<sup>230</sup>) Ebenda, Buch VI, Cap. 6 (Übers. Bd. IV, S. 221).

<sup>231</sup>) Ebenda (Übers. Bd. IV, S. 230).

bis nach Basel hinauf, zieht um das Elsaß und Oberlothringen herum, an die Seine, nach Großbritannien hinüber und hinauf nach Island<sup>232</sup>). Die Schweiz bleibt also von diesem Kreis des höhern germanisch-reinern Menschentums ausgeschaltet. Sie ist ein Übergangsland, ist im Südwesten zwischen dem Einfluß des nichtig gewordenen französischen Südens und dem Norden geteilt<sup>233</sup>). Das altschweizerische Gebiet ist ebenfalls Übergangsgebiet; geistig lehnt es sich an die rheinischen und oberitalischen Vorbilder an<sup>234</sup>).

Die Schweizer sind also nach Gobineau ein gründlich gemischtes, gar nicht rassenreines Volk<sup>235</sup>) und recht arm an germanischen Elementen, oder wenn sie schon vorhanden wären, so sind diese durch minderwertige Elemente korrumpiert, finnisiert, semitisiert und vor allem romanisiert worden, was gar kein Vorzug ist.

Wie sich die Dinge bei dieser schwierigen Frage in der Schweiz nun faktisch verhalten — das ethnographische und Rassenbild der Schweiz wird immer sehr umstritten ja unentwirrbar sein —, das ist für unsere Zwecke gleichgültig. Es kommt nicht darauf an, ob Gobineaus Hypothesen mehr oder weniger richtig oder wahrscheinlich sind. Wichtiger ist die Frage, ob seine Auffassung von der schweizerischen Blutmischung auch die politischen Konsequenzen zieht. Und das scheint in der Tat mit folgendem Argument zu geschehen: In der Kunst des Regierens ist unsere europäische, von der weißen Rasse geschaffene Zivilisation unaufhörlichen Schwankungen unterworfen; das liegt an den Ansprüchen der so scharf von einander abstechenden Rassen. In England, in Holland, in Neapel, in Rußland sind die Grundlagen noch ziemlich dauerhaft, weil die Bevölkerungen homogener sind und verwandte Instinkte haben. „Aber überall anderwärts, zumal in Frankreich, in Mittelitalien, in Deutschland, wo die Rassenver-

<sup>232</sup>) Ebenda (Übers. Bd. IV, S. 229).

<sup>233</sup>) Ebenda (Übers. Bd. IV, S. 228).

<sup>234</sup>) Ebenda (Übers. Bd. IV, S. 211).

<sup>235</sup>) Sie haben immerhin den Trost, schöner zu sein, als die Franzosen und Spanier (Essai, Buch I, Cap. 12, Schluß). Über die langsame körperliche Entwicklung der Schweizer in einigen Gegenden, manchmal erst nach dem 20. Jahr abgeschlossen, s. Buch I, Cap. 11 (Übers. Bd. I, S. 166).

schiedenheit ohne Grenzen ist, können die Regierungstheorien sich niemals zu dem Range von Wahrheiten erheben und die Staatskunst ist in beständigem Experimentieren begriffen“<sup>236</sup>).

Man hat bei dieser These zwei Tatsachen gegenwärtig zu halten: Einmal, daß Gobineau hier das zentrale Revolutionsgebiet von 1848 umreißt, in dem damals gewaltet und gebrodelt haben die republikanisch-sozialistischen Bewegungen in Frankreich, die lombardisch-italienische Revolution, die deutsch-österreichischen Aufstände. Inmitten dieser vulkanischen Gebiete liegt das Übergangsland der rassenmäßig bis zur Unkenntlichkeit gemischten Schweiz, von der Gobineau gesagt hat, daß in ihr die Revolution seit Jahrhunderten in Permanenz herrsche<sup>237</sup>) und in der das Gleichheitsprinzip eben damals vollendet durchgedrungen ist<sup>238</sup>).

Gobineau hat über die Rassenfrage in der Schweiz, wie man bemerkt, wenige Worte verloren, und auch diese finden sich noch sehr zerstreut in dem riesigen von ihm dargebotenen Material. Aber seine Andeutungen genügen, um auf diesem engen Gebiet den intellektuellen und moralischen Zusammenhang zu erkennen, der besteht zwischen seiner sogenannten wissenschaftlichen Beobachtung und dem politischen Urteil über die damalige Schweiz.

Durch die Aufdeckung des ursprünglich polemischen, durchaus politisch und weltanschaulich fundierten, erlebnismäßigen Charakters von Gobineaus Rassenwerk wird nun erst ersichtlich, wie stark und grundsätzlich seine Abneigung gegen die Schweiz ist, wie tief die Verrechnung mit ihr geht und von welchem eingewurzelt, fast hemmungslosem Subjektivismus sie unterlegt sind. Die nivellierte und demokratische Schweiz, die verpöbelte Schweiz, diese unreine Rasse, die er nicht mehr als eigentliche Rasse erkennen kann, hat ihn

<sup>236</sup>) Ebenda, Buch I, Cap. 9 (Übers. Bd. I, S. 136).

<sup>237</sup>) S. oben S. 165.

<sup>238</sup>) Er zieht die Schweizer aber der Inkonsequenz und der Heuchelei, insofern sie, „die theoretischen Nebenbuhler der Amerikaner, noch die Gesetzgebung des Mittelalters gegen die Juden aufrecht zu erhalten wissen“ (was dann bekanntlich 1866 gut gemacht wurde) Essai, Buch VI, Cap. 8 (Übers. Bd. IV, S. 281).

und seinen aristokratischen, distanzbedürftigen Instinkt in die intellektuelle und politische Reaktion hineingestoßen und ihn gefühlsmäßig und romantisch aus der demokratischen Gegenwart vertrieben in jenes von ihm errichtete germanische Rassen- und Gesellschaftsideal hinein.

Gobineau sah eben in der Schweiz die ihm wahlverwandten Mächte der Aristokratie, der Erhaltung und Beharrung entweder an die Wand gedrückt oder in vollem Rückzug begriffen; er sah allen irgendwie benannten Aristokratismus auf den Tod bedroht durch die herunterzerrende, gleichmachende und auswalzende Demokratie. Auch hier, wie im übrigen Europa, ging ein Stück der „gewaltigen Hunnenschlacht der Kultur“ vor sich. In der Schweiz erlebte er die schroffste Entwicklung, die letzte praktische Folgerung der ihm blutmäßig verhaßten Herrschaft der Masse, des Volkes, der Plebs. Und in diesem Lande, in dem damals von radikalem Pathos erfüllten Genf des Massendiktators James Fazy war gar der große Apostel der Gleichheit, Jean Jacques Rousseau geboren!

Das Schicksal einer alten Herrenklasse trat ihm eindrucksvoll, wie ein welthistorisches Exempel entgegen im Berner Patriziat, das seit zwanzig Jahren von den liberalen und radikalen Schichten, Kleinbürgern und Bauern, depossediert war. Auch er mochte, wie vor ihm ein anderer, nicht schweizerischer, aber auf Schweizerboden 1842 kämpfender und theoretisierender Konservativer, Friedrich Rohmer, das alte Bern als typischen Racestaat aufgefaßt haben; auch er hat, wie Rohmer, dessen „Vertilgung“ beklagt. Auch er mußte das Schicksal von Bern als größte historische Warnung auffassen, nicht nur, wie Rohmer meinte, für Deutschland, sondern für Europa gemeinhin<sup>239</sup>).

<sup>239</sup>) s. Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien, geschrieben durch Theodor Rohmer, Ausgabe mit Einleitung von H. Schultheß, Nördlingen 1885, S. 356 f. Friedrich Rohmer (s. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 29, S. 57 und Alfred Stolze, der „Messias“ Friedrich Rohmer und sein Kreis, Zeitwende, Septemberheft 1926) hat, in seiner Theorie der Parteien, der Rasse als politischem Moment, als Staats- und Gesellschaftspotenz sehr große Bedeutung beigemessen und er argumentiert mit Vorliebe mit dem patrizischen Bern. Seine Gedanken berühren sich zum Teil sehr nahe mit Gobineau, nur daß Rohmer kaum auf das Problem der Vermischung und Entartung eingeht, s. die



Durch dieses patrizische Bern erfuhr sein Instinkt alle gesellschaftliche und geistige Stärkung; hier trat eine erlebnismäßige Anschauung mehr auf. Auch die Berner vertraten, exklusiv wie sie waren, eine Wertschätzung des reinen Blutes, so wie sie nur gerade ein Gobineau recht zu würdigen vermochte.

Dieses selbe Patriziat aber hatte auch der kontrerevolutionären, konservativen Weltanschauung Europas den großen Theoretiker gestellt, Karl Ludwig von Haller; auch er war durch eine Revolution, durch die *große* Revolution zur Reaktion aufgerufen worden; auch er behauptete die Ungleichheit der Menschen (nicht der Rassen!); auch ihm ist der natürliche Zustand die rechtliche Ungleichheit, auch er vertrat die Distanzierung, das hierarchische Prinzip. Auch er baute seinen Staat auf Über- und Unterordnung auf; auch bei ihm hat die Monarchie den Vorzug. Aber wenn Haller in seiner Begründung auf den Willen und den Zustand der Natur abstellt, wie Rousseau, nur mit gegensätzlichem Schluß, so verlegte Gobineau die letzte Erklärung für die Ungleichheit in das bessere oder schlechtere Blut der Rassen und der Klassen. Eine sachliche oder theoretische Abhängigkeit Gobineaus von Haller ist aber nirgends ersichtlich. Ihre Hauptwerke gehen ihrem Inhalt nach weit auseinander. Man könnte ihr Verhältnis zu einander etwa so fassen, daß Gobineau schon die *Erklärung* für den *hoffnungslosen* Niedergang des alten Bern brachte, währenddem Haller als Restaurator der Staatswissenschaften um 1820 herum noch den Mut und den Glauben aufbrachte, dartun zu dürfen, daß und wie der alte Staat wieder aufgerichtet werden könnte. Der eine war noch konstruktiver Optimist, der andere ein temperamentvoller Pessimist, dem nur die Ohnmacht blieb, die passive Bilanz zu bestätigen. Auch ihre Kampfstellung hat sich etwas verschoben. Bei dem einen, Haller, geht sie auf politisch-soziale,

---

§§ 136, 137, 146, besonders 171—175 und 221. Wiewohl ein Einfluß Rohmers auf Gobineau bis dahin weder vermutet noch festgestellt ist, ist er trotzdem nicht ausgeschlossen. Damit wären Beziehungen auch zur *späten* deutschen Romantik angedeutet. Friedrich bezw. Theodor Romer hat den konservativen Schweizern jener Tage das ihnen konforme politische Handbuch verfaßt (s. J. C. Bluntschli, *Denkwürdiges aus meinem Leben*, Bd. I, S. 259 ff.).



bei dem andern auf geistig-soziale Restauration und Behauptung aus. Sie beide sind aber in derselben Richtung vom Geist des alten Bern inspiriert worden.

Es steckt also hinter dem scheinbar und auch gewollt gelehrten, höchst objektiv sich gebärdenden „Essai“ ein gewaltiger, subjektiv überaus heftig empfundener welthistorischer Prozeß. Das Werk dürfte wohl mit seiner Flucht in die bessere, edlere Vergangenheit als romantische Wissenschaft charakterisiert werden, und Gobineau selbst entpuppt sich als höchst Unzeitgemäßer gegenüber der siegesgewissen Demokratie und deren Perfektibilitätsglauben, gegenüber dem Liberalismus jener Tage, der, weit entfernt die Hochblüte der Menschheit zu sein, nur doktrinäre Verbrämung einer aus Neid und Haß geborenen Feindschaft gegenüber allem höhern Menschentum sein sollte. Was, Ideale? Was, Menschenrechte? Nein, Verrat am edlen Blut! Aufstand des gemischten, korrumpierten Blutes gegen alle irgendwie benannte natur- und geistesgegebene Führerschaft!

Wird aber Gobineau so, als Unzeitgemäßer und Flüchtling im ideellen Sinn begriffen, so treten er und sein Erlebnis aus der Isolierung und Einmaligkeit jener Tage und Jahre heraus. Dann kehrt in ihm nur einmal mehr dasselbe typische politisch-geistige Ereignis wieder, das vier große Schweizer jener Tage erschütternd und einschneidend gepackt hat im Sinne einer lauten oder stillen Reaktion und Abwendung vom Radikalismus und Liberalismus jener Tage. Es sind Jeremias Gotthelf, Johann Jakob Bachofen, Jacob Burckhardt und Conrad Ferdinand Meyer; sie alle stammten aus typisch konservativen Städten und urbanen, einst unbestritten regierenden Kreisen unseres Landes.

Gotthelf hat im Jahre 1852 in seinem „Zeitgeist und Berner Geist“ resolut, entsprechend seinem kampffreudigen und kraftvollen Bernercharakter, entsprechend seinem grundlegenden sittlichen Verantwortungsgefühl Stellung gegen die neue Welt und den neuen Geist genommen, in einem Werke, das als der lebendigste Kommentar zur geistig-politischen Geschichte jener Tage gewertet werden muß. Es ist ein Zeitroman, der, um mit Gotthelf (im Vorwort) selber zu reden, wie kein anderes seiner Bücher von sogenannter Politik

strotzt. Es war geboren aus dem Berner Umschwung zum Konservativismus im Jahre 1850; es ward herausgefordert durch den über alle Maßen heftigen, das Land aufwühlenden Kampf, den der unterlegene Radikalismus gegen den Sieger führte; es war geschaffen, um die restaurierte Stellung der konservativen Mächte im Bernbiet zu festigen und der Propaganda, den sektiererischen Radikalen der Stämpflischen Observanz ein Halt zu gebieten: „Ihre Parole ist Vorwärts, Fortschritt, ihr Feldgeschrei Freiheit. Wo war je bei einer Sekte Freiheit? Ist das Leugnen einer höhern Welt, das Wandeln im Fleische, das Beißen und Fressen untereinander Fortschritt, Vorwärts?“ so fragt er im Vorwort, auf daß von vorneherein ja niemand im Unklaren sei, wie er es eigentlich meine und wohin er zum Schlage aushole.

Und zu Gotthelf gesellten sich, es ist ein großer Unterschied im Temperament und Pathos, die beiden gedämpfteren Basler. Sie sind im selben Jahrfünft geboren wie Gobineau, *Bachofen* 1815, *Burckhardt* 1818. Sie waren feiner, schwächer, weltscheuer organisiert als Gotthelf, lebten in einer absolut urbanen Welt, währenddem Gotthelf schließlich seine Wurzeln tief in das heimische bäuerliche Land getrieben hatte. Auch sie waren durch die Vorgänge der Dreißiger und Vierziger Jahre auf das Tiefste ergriffen, verletzt, im Innersten beleidigt worden und fanden sich abgestoßen von der Eidgenossenschaft und den Umständen, wie sie nach dem Willen der Radikalen neu werden wollte. Aber ihr grundurbanes Wesen, das durchaus auf verhaltene Form, Reflexion des Gefühls und Gedankens eingestellt war, wußte sich einem Kampf in der Öffentlichkeit, mit den brutalen Mächten des Tages nicht gewachsen. So haben sich denn beide in den Jahren 1845—1848, also beim gewaltsamen Durchbruch der demokratischen Bewegung auf Bundesboden, vorzeitig zurückgezogen, beide aus der Politik, der eine aus dem Großen Rat, der andere aus der politischen Redaktion. Auch war es ihnen, Geistesaristokraten die sie waren, nicht gegeben, ihre so gründlich anders gearteten Instinkte und Gesinnungen polemisch zu verwerten. Darum auch bei ihnen die Flucht in die Objektivität, in die Wissenschaft. War sie *ganz* Wissenschaft?

*Burckhardt* hat im Jahre 1852 seine „Zeit Konstantins des Großen“ geschrieben, ein Werk, das mit Gobineaus „Versuch“ *das* Gemeinsame teilt, daß auch es zum Vorwurf hat: eine untergehende Weltauffassung; den politischen, sozialen und geistigen Zerfall einer alten Welt; das Aufkommen des Despotismus schroffster Art auf Grund einer restlosen sozialen Nivellierung, ganz wie im damaligen Frankreich des Napoleon Bonaparte; eine bodenlose Völker- und Religionsvermischung, eine Haltlosigkeit in allem Stil und in aller Kultur; auch hier das Verschwinden einer (römischen) Aristokratie, die Kapitulation vor dem Despotismus und den Massen<sup>240)</sup>! Und dann, nachdem *Burckhardt* die ästhetische Welt des „Cicerone“ durchschritten hatte — auch eine Art Flucht und ein Ausruhen in einer alten, höhern Welt — erschien 1860 die „Kultur der Renaissance“, das hohe Lied, die hohe Zeit der Bildungsaristokratie, der überlegenen formgewissen Urbanität und des souveränen Individuums. Diese selbe Melodie hat ja dann der geistesverwandte Gobineau in den Siebziger Jahren in eine andere, gehobenere Form gegossen in seiner eigenen Dichtung der „Renaissance“.

Und *Johann Jakob Bachofen*<sup>241)</sup>, der große Religionsforscher, der Verfasser des „Mutterrechtes“, dessen bedeutende, geniale Arbeiten nach einem längern Umstellen und Warten seit 1861 hervortraten, auch er hat sich, wie er das so schön und typisch in seiner Autobiographie auseinandersetzt, von seiner Zeit, die ihm nicht mehr entsprach, losgelöst und hat sich wissenschaftlich nicht nur und hauptsächlich in das vorhistorische Italien, sondern überhaupt in urtümliche Zeiten zurückgezogen, dorthin, wo naturhaftes und mythisches Empfinden noch eins waren. Er suchte, wie Gobineau im Rassenwerk, in seinen Epen und im Orient ungebrochene, undifferenzierte Zeiten und Völker auf; sein historisches Denken war Intuition; der Rationalismus seiner Tage stand ihm im Wege, und die aus dem radikalen Liberalismus

<sup>240)</sup> Über die kritische Einstellung *Burckhardts* zu seiner Zeit, s. Karl Joël, *Jacob Burckhardt als Geschichtsphilosoph*, Basel 1918, S. 54 ff. und Emil Dürr, *Freiheit und Macht bei J. B.*, Basel 1918, S. 42 ff. und 62 ff.

<sup>241)</sup> Über ihn s. C. A. Bernoulli, *Johann Jakob Bachofen und das Natursymbol*. Basel 1924.

geborene Demokratie zwang ihn innerlich und äußerlich von aktiver Politik gründlich Abstand zu nehmen. Auch er war ein Ketzer und Unzeitgemäßer gegenüber dem Massenglauben seiner Zeit: „Vollendete Demokratie ist der Untergang alles Guten“ schreibt er im Jahre 1854 in seiner Autobiographie<sup>242</sup>); „Republiken haben von ihr am meisten zu fürchten... Darin findet nun die heutige Demokratie ihre Verdammung, daß sie den göttlichen Charakter der Obrigkeit vernichtet, und die göttliche Staatsordnung in allen Stücken verweltlicht... Das ist der Fluch der Demokratie, daß sie ihre Verwüstungen in alle Gebiete des Lebens hineinträgt, Kirche, Haus und Familie gerade am schwersten ergreift, und für jede, auch die kleinste Frage den wahren Standpunkt verrückt. Weil ich die Freiheit liebe, so hasse ich die Demokratie“<sup>243</sup>). Setzt man für Demokratie Radikalismus, so deckt sich dieser letztere Ausspruch Bachofens fast wörtlich mit jenem bösen Wort Gott-helfs über die „Schlange Radikalismus, diese Landplage Europas“<sup>244</sup>). Auch ihn überfällt der Pessimismus: „Es gibt einen Zeitpunkt, wo das öffentliche Leben der Staaten und der Völker dem Fatalismus verfällt. Da stehen wir. Jeder fühlt es, daß man es jetzt muß gehen lassen, wie's Gott gefällt“<sup>245</sup>). Er glaubte zu wissen, was Demokratie und ihr beliebtes Mittel, die Revolution, sei; er hatte die „Basler Wirren erlebt, später die Putsche der Freischaren, in Paris einen mehrtägigen Straßentumult, in Berlin Krawalle mit zerbrochenen Laternen, in Göttingen den Verfassungsenthusiasmus der sieben Professoren und ihrer Anhänger unter der Studentenschaft gesehen“<sup>246</sup>), in Rom hat er schließlich 1848 und 1849 die römische Revolution und den Kampf zwischen den Aufständischen und Garibaldianern einerseits und den französischen Truppen anderseits miterlebt. Nachdem er schon 1845 aus der gesetzgebenden Behörde der Heimatstadt zurückge-

<sup>242</sup>) Verfaßt 1854 zu Handen von F. K. von Savigny, dem berühmten Juristen, hrgb. v. E. Blocher im Basler Jahrbuch 1917. (Andere Ausgabe von Aug. Schötensack in der Ztschr. f. vergleich. Rechtswissenschaft 1916.) Ich zitiere nach dem Basl. Jahrb.

<sup>243</sup>) Ebenda S. 329.

<sup>244</sup>) s. oben S. 160/61.

<sup>245</sup>) Ebenda S. 330.

<sup>246</sup>) Ebenda S. 335.

treten war, versenkte er sich jetzt noch stärker in die Vergangenheit: „Es war mir nach jenen Erlebnissen doppelt tiefes Bedürfnis, auf Zeiten und Dingen auszuruhen, welche die Stille von Jahrtausenden umgibt auf Gebieten, wo die Flut der Leidenschaften längst abgelaufen ist“<sup>247</sup>). Und so konnte er auch inmitten einer Welt, die sich selbst in beschleunigtem Tempo abtrug, sagen: „Ich liebe die Völker und Zeiten, die nicht für den Tag arbeiten, sondern in allem ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben“<sup>248</sup>). Bei ihm kam die Abwendung der Wissenschaft von der eigenen Zeit am resolutesten, und, wie ich glaube, wirklich ohne Seitenblicke zum Ausdruck. Und er hat auch, so folgerichtig wie kein anderer, dieser ihm mißliebigen Welt vornehm und unbekümmert den Rücken gekehrt. Erst in unsern Tagen scheint wiederum der Sinn und die Stimmung, das Verständnis für sein triebhaft-intuitives historisches Empfinden aufzukommen.

Dasselbe Basel hat etwas später einen dritten großen Unzeitgemäßen in seinen Mauern aufgenommen; auch er ist mit aller Deutlichkeit von den verspäteten Kämpfen zwischen radikaler Demokratie und konservativer Polis und Bildung tief beeinflußt worden, wie sie die Siebziger Jahre in Basel erfüllt und 1875 in der Depossedierung des Konservativismus kulminiert haben. Er durfte einen Burckhardt und einen Gobineau in gewissem Sinn als geistige Vorfahren und Meister betrachten, den einen in der aristokratisch-gebildeten und antidemokratischen, massenfeindlichen Verrechnung mit der Zeit, den andern als den Verherrlicher des instinkt-mäßigen, durch das edle Blut berufenen Herrenmenschen der „blonden Bestie“. Es ist *Friedrich Nietzsche*, in dem der aristokratisch-subjektive Austrag mit dem demokratischen und liberalen Zeitalter seine klarste, mutigste und offenste Form annahm. Hier wird die Reaktion geistig am bewußtesten. Sie ist 1873 eingeleitet worden mit seiner ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung: David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller“; sie wandte sich gegen den verflachten, in Behäbigkeit und Süffisanz versunkenen geistigen und nationalen Liberalismus Deutschlands. 1878 hat Nietzsche „Menschliches, Allzu-

<sup>247</sup>) Ebenda S. 336.

<sup>248</sup>) Ebenda S. 322.

menschliches“ herausgegeben. Darin stehen etwa Sätze wie: „Es gibt politische und soziale Phantasten, welche feurig ... zu einem Umsturz aller Ordnungen auffordern, in dem Glauben, daß dann sofort das stolzeste Tempelhaus schönen Menschentums gleichsam von selbst sich erheben werde. In diesen gefährlichen Träumen klingt noch der Aberglaube Rousseaus nach, welcher ... an eine ... Güte der menschlichen Natur glaubt...“<sup>249</sup>). Oder auch: „Die Souveränität des Volkes, in der Nähe gesehen, dient dazu, auch den letzten Zauber und Aberglauben auf dem Gebiete dieser (religiös gestützten) Empfindungen (gegenüber dem Staat) zu verscheuchen; die moderne Demokratie ist die historische Form vom Verfall des Staates“<sup>250</sup>). Oder man lese etwa nach, wie der Individualist Nietzsche über die wirtschaftliche und soziale Konsequenz der Demokratie urteilt: „Der Sozialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reaktionär. Denn er begehrt eine Fülle von Staatsgewalt, wie sie nur je der Despotismus gehabt hat“<sup>251</sup>). Das sind Bücher und Ansichten, die unmittelbar vor und nach 1875 geschrieben worden sind, da die Polis Basel, der reine Stadtkanton, in seiner Art die schweizerischen Revolutionen der Dreißiger und Vierziger Jahre nachholte und zugleich in die demokratische Bewegung von 1869 eintrat. Nietzsche war in der Lage, zu spüren, was eine geistige und politische Revolution demokratischer Art in sich schloß.

Es ist schon ein eigentümlicher Zufall — wenn es so genannt werden kann —, daß diese drei großen Unzeitgemäßen zu ihrer Zeit gerade in Basel gelebt und durch dieses beeinflußt worden sind. Aber Basel barg eben die in sich geschlossenste und sicherste konservative Tradition, den festesten geistigen und religiösen Halt gegenüber dem übermächtigen, uniformierend-rationalistischen, radikalen Liberalismus geistiger und politischer Prägung. Es blieb an der Peripherie der demokratisch-radikalen Schweiz am längsten ein konservatives Gemeinwesen und so hat es zugleich mit der

<sup>249</sup>) Aphorismus 463.

<sup>250</sup>) Aphorismus 472.

<sup>251</sup>) Aphorismus 473.



viel früher erloschenen geistigen Aktivität des alten Bern jene machtvollen konservativen Exponenten inspirieren können, die an uns vorbeigegangen sind.

Etwas abseits von den beiden konservativ verwurzelten Gemeinwesen Bern und Basel hat ein anderer bedeutsamer Schweizer, wenig jünger, doch spätreifer und isolierter als jene Genossen seines Geistes, in seiner Art auch eine Flucht vollzogen. Es ist der timideste und empfindlichste von allen aus dieser konservativ-unzeitgemäßen Gesellschaft. Es ist *Conrad Ferdinand Meyer*, groß geworden im radikalen Zürich. Es heißt zwar, „seine Hinneigung zur Geschichte“, sein sogenannter Historismus sei „nicht eine Flucht aus der Gegenwart wie bei Burckhardt“<sup>252</sup>). Es liegen aber doch unverdächtige Zeugnisse von Meyers Schwester Betsy vor, die auch hier einen politisch-psychologischen Prozeß ahnen lassen, wie wir ihn kennen bei dessen ältern konservativen Zeitgenossen. Der Straußenhandel, der Zürichputsch von 1839 war für ihn, nach eigenem Geständnis, die bedeutendste Jugenderinnerung<sup>253</sup>). So hat er auch leidenschaftlich die Ereignisse in den Vierziger Jahren und den Sonderbundskrieg mitsamt der Achtundvierzigerbewegung verfolgt<sup>254</sup>), wie ihn überhaupt die Politik schon als kleinen Buben fesselte<sup>255</sup>). Dann kam die Gründung der neuen Schweiz, der Einheitsstaat, der industrielle Aufschwung, die Gründerzeit mit dem Eisenbahnfieber, die rücksichtslose Zeit Alfred Eschers in Zürich: „Wem die Achtung historischen Rechts das Gewissen und die Hände band, der zog sich aus öffentlichen Ämtern zurück oder wurde zurückgesetzt.“ Man wanderte aus, wie ein Bluntschli und Monnard, oder zog sich ins Privatleben oder in die Wissenschaft zurück<sup>256</sup>). „Meinem Bruder entzogen diese Umwandlungen... jeden Boden im Vaterlande... Er hat sein Vaterland nicht (wie andere) mit einer aussichtsvolleren Fremde vertauscht... Aber er wurde ein Einsamer, der... sich immer

<sup>252</sup>) Harry Maync, *Conrad Ferdinand Meyer*, 1925 S. 79.

<sup>253</sup>) Briefe C. F. Meyers, hrsg. von Adolf Frey, Bd. II, S. 508.

<sup>254</sup>) Betsy Meyer, *Conrad Ferdinand Meyer*, in der Erinnerung seiner Schwester. 1903. S. 95.

<sup>255</sup>) Ebenda S. 55.

<sup>256</sup>) Ebenda S. 61 f. und Bluntschli, *Denkwürdiges*, Bd. II, S. 1 ff.



mehr in sich selber abschloß. Er ward ein Fremder unter seinem eigenen Volke<sup>257</sup>). Sein Refugium waren Poesie und Geschichte; denn auch er hat sich in die Vergangenheit zurückgezogen, vorerst in die alte große Reichsherrlichkeit, wo noch Platz war für freie Republiken, denen kein Bundesstaat das Genick gebrochen hatte; er fühlte sich als Ghibelline<sup>258</sup>). Und dann sollte ganz allmählich, je mehr er sich von seiner physischen Dumpfheit befreite, wie kräftiger seine ursprünglichen sozialen Instinkte wurden, und je bewußter und stärker er sein Leben zu gestalten vermochte, die Renaissance in seinem Fühlen, Denken und Gestalten aufsteigen, die ihm erlaubte, *den* Stil zu leben, der seiner urban-geistigen und aristokratischen Art entsprach und der im radikalen und demokratischen Zürich von damals keinen Kurs mehr hatte. Wenn „Jürg Jenatsch“<sup>259</sup>) und „Huttens letzte Tage“ so gut persönlich wie zeitgeschichtlich mitbedingt sind, so wird bei näherer, psychologisch und zeitgeschichtlich vertiefter Prüfung auch das Zeiterlebnis in Meyers Dichtung faßbar werden. Vor allem erlaubte ihm, diesem scheuesten der Schweizerdichter, die poetische Welt geistig und moralisch so zu leben, wie ihm die Demokratie nie die Atmosphäre eingeräumt hätte. Es ist so viel über Meyers Historismus geschrieben worden; daß die Politik, gewiß eine negative, äußerlich resignierte Einstellung dazu, neben und vor der Historie als Fragezeichen für Meyer vorhanden sein könnte, das hat, wie es scheint, noch zu keinem Forschen Anlaß gegeben. Woher kam aber die gewisse Distanz zur Schweiz als Staat und zum schweizerischen Patriotismus als Nationalgefühl<sup>260</sup>)? Wie weit geht

<sup>257</sup>) Betsy Meyer, S. 62 ff.

<sup>258</sup>) Ebenda S. 59.

<sup>259</sup>) In den Anfangsstadien des Romans, am 26. Sept. 1866, schreibt Meyer an H. Haessel: „Es ist überdies merkwürdig, daß jene Zeit (Anfang des 17. Jahrh.) zur Besprechung derselben Fragen Anlaß gibt, *ja nötigt*, die *jetzt* die Welt bewegen: ich meine den Konflikt von Recht und Macht, Politik und Sittlichkeit.“ (Siehe Anm. 253: ebendort, Bd. I, S. 13). Hier spielte Meyer auf den preußisch-österreichischen Krieg und die schroffe Verrechnung des bismarckischen Preußen im Sept. 1866 mit den Fürsten von Kurhessen, Nassau und Hannover an. Über die zeitgeschichtliche Bedingtheit des „Hutten“ ist kein Wort zu verlieren.

<sup>260</sup>) s. darüber: R. d'Harcourt, C.-F. Meyer, sa Vie, son Oeuvre. Thèse de Paris 1913, S. 434 ff.

dieses Distanznehmen zurück, das auch bei Burckhardt und Bachofen besteht? 1848 und seine kantonalen Nachwirkungen dürften sich wohl auch bei ihm zwischen den Bürger und Menschen Meyer gelegt und ihn mit seiner Dichtung scheinbar so weit vom zeitgeschichtlichen Geschehen gerückt haben.

Es ist doch ein sonderbares Spiel, daß drei Persönlichkeiten wie Burckhardt, Gobineau und Meyer, die alle vom schweizerischen politischen Leben und seinen sozialen Handlungen sich zurückgestoßen fühlten, einer nach dem andern ihre Zuflucht in jene höhere, doch historisch gewordene Welt der Renaissance genommen und diese bunte, schöne, Persönlichkeitserfüllte und aristokratische Welt dem demokratisch-egalitären, einförmig und darum langweilig gewordenen Jahrhundert als Spiegel vorgehalten haben. Die das taten, waren aus Verzweiflung an der Gegenwart Romantiker geworden und haben sich eine geistige *und* moralische Welt geschaffen, in der *sie* noch atmen und leben konnten. So brauchten sie weder vor der Volksherrschaft noch vor der Masse und ihrer Moral zu kapitulieren. Sie besaßen und übten *ihre* Freiheit im Geist und im Kunstwerk.

Sie alle, Gobineau und Nietzsche, Bachofen, Burckhardt und Meyer haben sich in eine ideale Welt geflüchtet und sie waren zugleich aus innerstem Bedürfnis Italienfahrer; sie waren mitsamt Gotthelf Antirationalisten, tief organisch und geschichtlich empfindende Menschen und Unzeitgemäße in der rationalistisch-liberalen und unhistorisch-radikalen Welt. Gobineau und Nietzsche, Burckhardt und Meyer bekunden eine mehr als ästhetische Freude am großen Individuum und am machtvollen, Völker und Massen bändigenden und formenden Gewaltmenschen; sie alle lehnen, mehr oder weniger heftig, die Masse, ihre Moral und Herrschaft ab. Nur Gotthelf und Bachofen verhalten sich da anders; auch sie wenden sich gegen die politisch und geistig radikale Demokratie; aber ihre zentrale und ungebrochene Religiosität macht den Heroenkult und die Verachtung des armen, irregeleiteten Menschen in der Masse nicht mit. Sie alle, außer Gotthelf, haben schicksalhaft empfunden und haben das Pathos der Distanz geübt. Sie haben aber doch den bösen Zwang der Zeit und ihr schweres politisches und soziales Leid vergolten mit dau-

ernden Werken hoher und eigentümlicher Art. In diesen haben sie ihr Nein, ihren Trotz und ihr kompromißloses Anderssein geläutert. Ihre scheinbar durch die Zeit überwundene, für sie ewige Welt haben sie in eine Sphäre der wissenschaftlichen Anstrengung, der gedanklichen Reinheit und schönen Anschauung emporgehoben. Das boten sie, diese Konservativen und Reaktionäre, einer Welt als Geschenk an, die politisch, sozial und geistig seit 1848 nichts mehr von ihnen wollte. Wer maßt sich an, zu bestreiten, daß das alles Aristokraten im vollendeten Sinn des Wortes gewesen sind und daß sie, durch die hohe Auffassung, die sie vom Menschen gehegt, auch die Menschheit erneut geadelt haben?

---